

HEYNE <

JAN KILMAN

HELDENFLUCHT

Roman

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Vollständige deutsche Erstausgabe 04/2017

Copyright © 2016 by Jan Kilman

Copyright © 2016 der deutschsprachigen Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Heiko Arntz

Printed in Germany

Umschlaggestaltung: Johannes Wiebel/punchdesign, München,

unter Verwendung von Motiven von © shutterstock.com

(Jekurantodistaja, Michaela Steinger, T.W. van Urk, Everett Collection)

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-43837-8

www.heyne.de

»Ihr werdet wieder zu Hause sein,
ehe noch das Laub von den Bäumen fällt.«

Wilhelm II., deutscher Kaiser, August 1914

PROLOG

Er war fünfzehn Jahre alt, als er seinen ersten Toten sah.
Franz hockte sich vor die Leiche.

Sie stank, trotz der Kälte. Die Mittagssonne, die hier ungehindert auf der Lichtung schien, hatte sie aufgewärmt.

Der Gestank erinnerte ihn an den halb verwesenen Rattenkadaver, den er vor gut zwei Jahren unter dem Bett gefunden hatte. Nur war es hier intensiver. Der süßlich-faulige Geruch überlagerte alles. Franz würgte, steckte die Nase in den Stoff seines zerschlissenen Mantelärmels.

Erst jetzt fiel ihm die Stille im Wald auf. Nichts war zu hören, die Vögel schwiegen. Hielten sie eine Totenwache? Oder war jemand in der Nähe, der sich versteckt hatte? Beobachtete ihn jemand? Der Täter? War er zurückgekehrt, um die Leiche zu beseitigen?

Hoffentlich nicht. Ich will nicht gestört werden.

Den toten Mann kannte Franz nicht.

Niemand aus dem Dorf.

Ohnehin hatte er nur selten einen solch jungen Kerl gesehen. Er kannte fast nur alte und gebrechliche Männer. Die anderen waren fort, im Krieg, der wohl, was er so aufgeschnappt hatte, zu Ende war.

Franz wusste, dass kaum jemand zurückkommen würde. Der »Schäle Otto«, ihr Postbote, hatte fast allen Frauen

aus dem Dorf einen Brief vom Kaiser überbracht. Rotz und Wasser hatten sie geheult. Einige waren noch im Türrahmen zusammengebrochen.

Seine Mutter hatte auch Tag für Tag auf einen solchen Brief gewartet. Ängstlich hatte sie aus dem Fenster geäugt, wenn der Postbote durch das Dorf von Haus zu Haus ging. Wochen, Monate, Jahre war es so gegangen, doch der Kelch war an ihnen vorübergegangen. Franz war es gleichgültig gewesen. Die Erinnerungen an seinen Vater waren verblasst, kaum mehr als ein unscharfes Bild im Gedächtnis. Es gab nichts, was er vermisste.

Der Bauch des Mannes vor ihm auf dem Boden klaffte weit offen.

So ein scharfes Messer will ich auch haben.

Ein tiefer Schnitt mit glatten Wundrändern. Unter dem Rücken des Mannes war das Blut im Boden versickert und hatte die Tannennadeln rötlich-schwarz gefärbt.

Franz dachte an seinen einzigen Freund, Ruben Lieberstock, den Krämer im Dorf. Der verkaufte scharfe Messer. Echte Handarbeit aus Solingen, wie er mit stolzgeschwellter Brust betonte, wenn ein Kunde danach fragte. Die Klinsen schnitten Papier mit Leichtigkeit in zwei Hälften. In öligen Tüchern eingehüllt lagen die Messer in einer verschlossenen Schublade unter dem Verkaufstresen.

Damit konnte man solch einen sauberen Schnitt schaffen.

Franz rieb die Tannennadeln in den Fingern.

Trocken.

Der Tote lag somit bereits eine Weile hier. Der Mund stand offen, die gelben Zähne ragten aus dem zurückgezogenen Zahnfleisch heraus. Der nackte Leib war mit Flecken übersät. Die dunkelsten Stellen zeigten sich unten, dort, wo

der Mann auflag. Die Haut spannte über dem aufgedunsenen Körper. Wie eine Brühwurst im siedend heißen Wasser kurz vor dem Platzen.

Was das wohl für ein Geräusch macht?

Franz sah sich um und griff nach einem Stock. Aus der Hosentasche zog er das eigene Messer, ein Küchenmesser von minderer Qualität.

Vom häufigen Schleifen glich die Klinge inzwischen einem dünnen Metallband. Doch für seine Lieblingsbeschäftigung, das Schnitzen, reichte es noch.

Franz sah auf.

Die Dezembersonne stand knapp über den Baumwipfeln, die Schatten der Stämme wanderten langsam, aber stetig über den Boden hinweg.

Wie eine riesige Sonnenuhr.

Nur noch eine Stunde, dann setzte die Dämmerung ein, und der Winter würde mit seinen kalten Fingern Franz' Heimatdorf Kirchbach wieder fest im Griff haben. Bis dahin wollte er das Tageslicht noch nutzen.

Leise ein Lied vor sich hin summend, spitzte Franz den Stock an. Die Späne fielen auf den Brustkorb des toten Mannes und verfangen sich in der Brustbehaarung.

In der Ferne hörte Franz einen Zug pfeifen. Die Bahnlinie führte unweit an seinem Elternhaus vorbei. Leider hielt die stählerne Schlange nicht an, denn einen Bahnhof gab es im Dorf nicht. Franz wäre gerne einmal zugestiegen.

Er stellte sich vor, wie die Lokomotive funkensprühend in Richtung Trier dampfte, eine lange Kette von Waggons hinter sich herziehend. Wohin würde sie dann fahren?

Ich sitze am Fenster, die Landschaft verändert sich, wird erst flach. Ein See, dahinter die Alpen. Durch einen langen Tunnel,

minutenlang rollen sie im Dunklen dahin. Dann, von einem Augenblick auf den anderen, schießt der Zug aus dem Tunnel heraus ins helle Sonnenlicht. Vorbei geht es an Obstbäumen, satt-grünen Wiesen und fremd aussehenden Menschen. Und dann – endlich – das Meer, das Wasser in einem so unvorstellbaren kräftigen Dunkelblau, dass man es nicht glauben mag.

Franz schüttelte den Kopf.

Hör auf zu träumen. Das wird nie geschehen. Du wirst immer nur hinterhersehen, wie der Zug in der Ferne verschwindet.

So wie die anderen Kinder aus dem Dorf. Noch vor einigen Monaten hatten sie, an der Strecke aufgereiht, den vorbeifahrenden Soldaten zugewinkt, die auf dem Weg zur Front waren.

Zeitverschwendung.

Für Franz war die Welt ein Wunder, in dem es so viel zu entdecken gab, dass vermutlich ein Leben nicht ausreichte. Daher musste man sich sputen. Forschen, aufspüren und beobachten, Augen und Ohren offen halten. Warum sollte man die Zeit damit verschwenden, wildfremden Menschen einen Gruß zuzuwinken?

Franz steckte das Messer zurück in die Tasche und griff den Stock mit beiden Händen. Er bohrte die Spitze seitlich in den Bauch des Mannes. In der Haut entstand eine Delle, mehr passierte nicht. Er erhöhte den Druck, bis die Spitze eindrang und der Stock einige Zentimeter in dem Körper des Mannes verschwand.

Nicht geplatzt. Schade.

Er zog den Stock heraus und pulte damit in der Nase des Mannes herum. Der Nasenflügel riss ab und gab den Blick frei in die Nasenhöhle.

Sieht aus wie das Loch eines Maulwurfs.

Eine Weile spielte Franz mit dem Stock noch in den Öffnungen des Mannes herum, dann stand er auf.

Hunger!

Er war sehr gespannt darauf, wie die Leiche morgen aussehen würde.

Er warf den Stock fort und machte sich pfeifend auf den Rückweg ins Dorf.

Als Franz' Lied in der Ferne verklang, löste sich eine Gestalt aus dem Schatten einer mächtigen Buche. Tief sog sie die klare Waldluft ein. Endlich durchatmen, zu lange schon hatte sie den Atem flach halten müssen, um nicht aufzufallen.

Das war gerade noch einmal gut gegangen.

Drocourt, Frankreich, am 17. September 1915

Liebe Mutter, lieber Vater!

Soeben habe ich Euer Paket (Seife, Zigaretten) erhalten. Besten Dank für alle die guten und nützlichen Sachen, die ich bis jetzt von Euch bekommen habe. Wir sind jetzt hinter der Front in Rubestellung. Verstärkung ist eingetroffen, gut und gerne 60 Mann, die unsere Verluste ersetzen sollen. Dabei wird es Wochen dauern, bis sie so weit sind. Denn Instinkt und die Erfahrung der altgedienten Frontschweine, zu denen ich mich bereits zähle, müssen ja erst erlernt werden.

Wir erholen uns gut, auch wenn der Drill hinter der Front lästig ist. Ich würde am liebsten den ganzen Tag ausruhen, doch die Offiziere haben etwas dagegen. So ist es einerseits zwar angenehmer als im Schützengraben (warmes Essen, ruhige Nächte), andererseits doch auch anstrengend.

In den zwei Wochen im Graben hatten wir einige Verluste, Tote sowie Verwundete in der Kompagnie. Schon beim Einrücken in den Schützengraben wurden wir mit Schrapnells begrüßt, glücklicherweise wurde niemand getroffen. Doch schon am nächsten Morgen ging es los, heftiges Trommelfeuer. Es gab einige Kameraden zu beklagen. Von unserer Korporalschaft waren es allein zwei Mann, darunter mein bester Kamerad Peter Brauns aus Cöln. Ein Volltreffer einer Mörsergranate in dem Unterstand, in dem er Schutz suchte. Mehr möchte ich dazu nicht schreiben, es schmerzt immer noch sehr.

Am anderen Tag ging ich mit einem Kameraden auf Posten,

weit vorne. Fast hätten wir den Feind mit Handschlag begrüßen können. Kaum hatten wir uns eingerichtet, wollten die Franzmänner uns wieder loswerden. Ein gewaltiges Feuer eröffneten sie. Eine Kugel ging meinem Kameraden mitten durch den Kopf. Ich musste dann allein fast eine Stunde noch den Posten versehen, das war gerade nicht sehr angenehm.

Auf diesem Posten hatten wir an dem Tag und dem nächsten noch einen Toten und 2 Verwundete. So ging es 14 Tage lang. Das strengt die Nerven an. Zweimal versuchten die Franzosen sogar, uns in die Luft zu sprengen. Wie ein Erdbeben hat sich das angefühlt, da wird es einem angst und bang. Doch es war nicht stark genug, die Unterstände und die Gräben hielten stand, niemand wurde verschüttet.

Die Hauptwaffe der Franzosen sind die Minen. Sie werden bis 400 m geschleudert und explodieren mit fürchterlichem Knall. Die fliegen allerdings langsam. Ist man flink auf den Beinen, kann man davonlaufen. Im Graben sieht es dann aus, als würden wir an einem olympischen Hindernislauf teilnehmen. Man muss recht aufpassen, um sich nicht im Wege zu stehen. Der vorderste Graben blieb meistens von den Mienen verschont. Dafür Handgranaten und Gewehrfeuer zur Genüge. Doch wir standen den Franzmännern in nichts nach. Die Handgranaten müssen entzündet, genau 4 Sekunden gehalten und dann fortgeschleudert werden. Nicht zu lange halten, ansonsten reißt einen die eigene Granate in Stücke. Leider ist genau das einem Kameraden passiert. Am Tag der Ablöse muss der Franzmann etwas davon bemerkt haben. Anscheinend hatte er uns lieb gewonnen und wollte uns nicht ausrücken lassen: Feuerüberfall. Sieben Stunden lang feuerte er aus allen Rohren, was für ein Dröhnen, Knallen und Beben. Da heißt es, Nerven zu behalten. Später flogen die Handgranaten herüber

und hinüber. Einen Sturmangriff versuchten sie zu allem Überfluss auch noch. Ohne Erfolg, wie ich stolz berichten mag. Das Feuer unserer Maschinengewehre schnitt durch ihre Reihen wie eine geschärfte Sense durch die Ähren.

Endlich konnten wir abrücken. Gepäck übergeworfen, das Gewehr geschultert, glücklich, wieder einmal aus dem Feuer herauszukommen. Von hinten kamen noch einige Schrapnells nach. Vor Vimy bekamen wir warmen Kaffee, Lastwagen standen bereit. Um 5 Uhr kamen wir endlich in Drocourt an. Schöne Zimmer mit Strohsäcken, besser als in den feuchten Höhlen des Schützengrabens. Die Regimentsmusik spielt abends auf. Wir finden trotz des Exerzierens Zeit für Skat oder Doppelkopf. Heute Morgen hatten wir Feldgottesdienst. Wenn nur nicht der Gedanke wäre, wieder an die Front zu müssen, wäre es gut auszuhalten.

Nun Schluss für heute!

Herzliche Grüße

Euer Sohn

Hannes

Gefreiter Johann »Hannes« Intze aus Kirchbach, gefallen am 28. August 1916 an der Somme

FREITAG, 6. DEZEMBER 1918

Die Stadt Bonn wird von britischen und französischen Truppen besetzt.

Landtag von Elsaß-Lothringen spricht sich für den Anschluss an Frankreich aus.

In Folge des massiven Rohstoffmangels werden auf Anordnung des bayerischen Staatskommissars in Bayern die Rüstungsarbeiten eingestellt.

Der Turm der Burgruine kratzte am grau verhangenen Horizont. Franz schlenderte am Ufer des Flüsschens entlang, das sich irgendwo in weiter Ferne in einen größeren Fluss ergoss. Von dort aus ging es bis zu einem so mächtigen Strom, dass Schiffe darauf fahren konnten. Das hatte der Lehrer erzählt. Die Schiffe fuhren bis zum Meer und sogar weiter bis nach Afrika.

Manchmal, wenn Franz nicht einschlafen konnte, träumte er davon, als Matrose in ferne Länder zu reisen. Viele Menschen dort sahen aus wie schwarz angestrichen. Das würde er zu gerne selbst sehen.

In der Ferne schnaufte ein Zug, schwarze Rauchwolken ausstoßend, über das Viadukt.

Der Gegenzug.

Vor einigen Tagen noch waren die Waggons voller Soldaten gewesen. Ein nicht enden wollender Strom von Heimkehrern, die diese Seite des Rheins räumen mussten. Das hatte Franz von dem Krämer des Dorfes erfahren. Schlaue Politiker hatten das so in einem Wald in Frankreich ausgehandelt.

Franz sah die Soldaten noch vor sich, wie sie aus den Fenstern der Abteile blickten oder an den offenen Türen der Stückguttransporter standen. Männer mit grauen Bär-

ten und tiefen Falten im Gesicht, ihre Uniformen verdreht, viele mit Verbänden.

Sie sind als Jünglinge losgezogen, um die Welt zu verändern. Jetzt hat die Welt sie verändert.

Inzwischen kamen nur noch vereinzelte Nachzügler durch. Mit den grünen Waggonen im Schlepptau glich der Zug einem wütenden Lindwurm. Franz dachte an die Siegfried-Sage. Die kannte er von seinem verstorbenen Opa. Er stellte sich vor, wie er mit dem Drachen um Leben und Tod rang, dem Feueratem und den peitschenden Schwanzhieben auswich. Spielerisch tänzelte Franz auf der Stelle. Und dann, mit einem mächtigen Stoß, würde er die Lanze in das Herz des Drachen rammen.

Er stieß einen Schrei aus und fuhr mit dem Arm vor. Im Geiste sah er den Drachen sich winden. Das anschließende Bad im Drachenblut würde ihn unverwundbar machen. Dabei würde er darauf achten, alle Körperstellen mit dem kostbaren Saft zu benetzen. Er würde keine angreifbare Stelle dulden, kein Blatt, das sich auf seine Schulter senkte.

Der Zug verschwand aus seinem Blickfeld. Nur die schwarze Rauchwolke stand noch am Himmel und zerfaserte dann im Wind.

Franz rupfte einen Grashalm vom Boden aus und kaute darauf herum. Es half, den Hunger zu unterdrücken.

Auf dem Pfad, der sich hoch bis zur Burgruine schlängelte, sah er einige Frauen den Hügel herabkommen. Gebeugte graue Gestalten mit hängenden Schultern, müde und ausgelaugt. Seit Jahren arbeiteten sie in der Tuchfabrik auf der anderen Seite des Berges. Außer am Sonntag zogen sie jeden Morgen von Kirchbach los, um die Maschinen in der Fabrik zu bedienen. Fünf Kilometer hin und nach-

mittags wieder zurück. Bei jedem Wetter. Früher arbeiteten viele der Männer dort. Doch die mussten in den Krieg. So hatten die Frauen deren Aufgaben übernommen.

Das alles wusste Franz von seiner Mutter. Bis vor zwei Jahren hatte sie ebenfalls die Webbänke bedient. Doch nach ihrem Arbeitsunfall, der sie drei Finger der rechten Hand gekostet hatte, konnte der Besitzer sie nicht mehr gebrauchen. Jetzt verdingte sie sich mehr recht als schlecht als Tagelöhnerin.

Auf der steinernen Brücke, über die die Straße ins Dorf führte, hielt Franz an. Er blickte über das gemauerte Geländer. Mit weißen Kronen strudelte das Wasser um die dickeren Steine. An den ruhigeren Stellen am Ufer hatte sich Eis gebildet. Einige Kinder schlitterten lachend über die gefrorenen Flächen.

Franz schüttelte den Kopf. Der Fluss war breit und auch unberechenbar tief. Besser wäre es gewesen, sie hätten sich für ihre Schlitterpartie den Bach hinter dem Gehöft des Ortsvorstehers ausgesucht. Brach man dort ein, konnte man sich selbst aus der misslichen Lage befreien. Trotz des gefährlichen Vorhabens schienen die Kinder viel Spaß zu haben. Das Gejauchze und Gejohle überlagerte das Hämmern in der Dorfschmiede.

Franz achtete nicht weiter auf die Schar. Ihn interessierte der Fortschritt an der Mühle. Das zweite Mühlrad nahm Form an. Der greise Vater des Müllers, Konstanz Schommer, stand im trockengelegten Mühlgraben und passte die letzte Schaufel an. Das zusätzliche Rad sollte den Generator antreiben. Dann würde es Strom im Dorf geben. Franz dachte an die Glühbirnen, die nutzlos an den Decken in ihrem Häuschen hingen. Vor Jahren waren Männer

ins Dorf gekommen, um sie zu installieren. In jedes Haus waren sie gegangen. Die Männer gehörten zu einer Firma, die Strom erzeugte. Als nur noch die letzte Leitung fehlte, die, die das Dorf mit dem Elektrizitätswerk verbinden sollte, brach der Krieg aus. Der Anschluss wurde verschoben, erst um Wochen, dann um Monate. Inzwischen waren Jahre ins Land gegangen, die Männer hatten sich nicht mehr blicken lassen. Nur dem alten Müller würden sie es zu verdanken haben, wenn bald in ihren Häusern das Licht anging. Unermüdlich hatte er sich Wissen über elektrischen Strom angeeignet, einen Generator ausfindig gemacht und hierher transportiert. Er hatte die Maschine auseinandergenommen, gereinigt, die Lager gefettet, die Antriebswelle neu befestigt und das hölzerne Mühlrad gebaut. Und weiß der Teufel, woher er die Bauelemente für die Schaltstation hatte.

Anfänglich werkelte Konstanz Schommer allein vor sich hin. Die anderen hielten ihn für verrückt. Aber mit der Zeit, als man sah, dass er wusste, was er dort in der Mühle trieb, erhielt er von allen Seiten Unterstützung. So sehr lockte der Segen, den der elektrische Strom bringen würde. Nicht mehr von Gaslampen und Kerzen abhängig zu sein, nur einen Schalter drehen, und die Stube erstrahlte im Licht der Glühbirne, das war äußerst verlockend. Sogar Franz hatte es sich nicht nehmen lassen, Hand anzulegen. Er hatte Leitungen gezogen, beim Einhängen des Schaufelrads geholfen und die untere Etage der Mühle entrümpelt, um Platz für die Schaltanlagen zu schaffen.

Auf den Leitungen, die zu den Häusern führten, saß ein Vogel. Franz kam eine Frage in den Sinn. Und er wusste auch, wer ihm die beantworten konnte.

Er rannte los, wich den eisbedeckten Pfützen auf der Straße aus, sprang über die im Schlamm eingefrorenen Karrens-puren und erreichte endlich die steinernen Stufen, die zum Eingang des Krämerladens führten. Außer Atem riss er die Tür auf. »Machen die Vögel mit den Krallen nicht die Leitungen kaputt?«, platzte Franz heraus.

Ruben Lieberstock hob seine buschigen Augenbrauen. Ein verschmitztes Lächeln grub sich in seine Mundwinkel. »Wolltest du nicht zunächst einen guten Tag wünschen?«

Franz nahm seine Mütze vom Kopf. Stimmt. Er hatte vergessen, dass die Erwachsenen darauf viel Wert legten. »Guten Tag, Herr Lieberstock.« Er deutete einen Diener an, so wie er es in der Schule gelernt hatte. Nicht zu tief, aber trotzdem weit genug, um nicht unhöflich zu sein.

»Sehr schön«, sagte Lieberstock, der sich ächzend von dem Schemel hinter dem Tresen erhob. »Und jetzt lass bitte Frau Papen eintreten.«

Franz wirbelte herum. In der Eingangstür stand die Dame, die erst kürzlich ins Dorf gezogen war. Eine Frau mit einer kleinen Nase und kräftigen Lippen. Die Haare trug sie zu einem Dutt hochgesteckt und unter einem Tuch verborgen. Aus ihren braunen Augen heraus blickte sie neugierig in die Welt.

Darüber wunderte sich Franz. Als sie vor einigen Tagen im Dorf eintraf, hatte sie traurig gewirkt. Er hatte angenommen, dass die Hose daran schuld war. Alle Frauen im Dorf besaßen Kleider und Röcke. Nur Frau Papen schien sich das nicht leisten zu können. Franz musterte ihre Bekleidung.

Eine Hose!

Entgegen seiner anfänglichen Vermutung schien dieses Kleidungsstück ihr keinen Kummer zu bereiten.

»Ich habe es nicht eilig«, sagte Frau Papen und schob ihren schlanken Körper an Franz vorbei. In der Hand hielt sie einen leeren Weidenkorb. »Um deine Frage zu beantworten, Franz...« Sie drehte sich zu ihm um. »Franz ist doch richtig, nicht wahr?«

Franz nickte.

Sie hielt ihm die Hand hin. »Agnes Papen.«

Er schlug ein. Ihre Hand fühlte sich weich an, ganz anders als bei seiner Mutter. Deren Haut war von der schweren Arbeit hornig und mit Kratzern übersät.

Sie hängte ihren Korb in den angewinkelten Ellenbogen. »Nun, die Stromleitungen nehmen keinen Schaden. Die Isolierungen sind dick und fest, da kommt keine Kralle durch.«

»Isolierung?«

»So nennt man das, was außen um das stromführende Metall gewickelt ist.«

Franz sah Ruben Lieberstock an und runzelte die Stirn.

Der lachte. »Dem gibt es nichts hinzuzufügen. Frau Papen kommt aus der Stadt. Dort gibt es schon lange elektrisches Licht.« Er deutete zu der Glühbirne an der Decke und seufzte. »So sehr ich das begrüße, für das Geschäft mit den Kerzen wird es das Aus bedeuten.«

Frau Papen schmunzelte. »Dafür werden Sie Leitungen, Schalter, Sicherungen, Lampensockel, Isolatoren, Glühbirnen und vieles mehr verkaufen.«

Lieberstock schürzte die Lippen. »Man wird sehen. Ich zweifle noch.«

»Wann soll es denn endlich so weit sein?«

»Noch vor Weihnachten«, platzte Franz heraus. »Am vierten Advent, nach der Sonntagsmesse. Der Ortsvorsteher wird eine Ansprache halten.« Sein Magen unterstrich seine Sätze mit einem vernehmlichen Knurren. Den Hunger hatte er ganz vergessen. Darum musste er sich kümmern, damit er bei Kräften blieb.

Ohne weiter auf die Erwachsenen zu achten, drehte Franz sich um, rannte aus dem Laden, sprang mit einem Satz über die Stufen auf die Straße und bog nach rechts ab. An der Dorfkirche nahm er die Abkürzung über den Friedhof, vorbei am geschlossenen Gasthof, dann bog er in die Gasse ein, in der er wohnte. Ein Huhn flatterte verschreckt zur Seite. Hoffentlich hatte seine Mutter noch etwas Essbares auf dem Herd stehen. Haferschleim, oder eine Rübensuppe. Vielleicht gab es dazu noch ein Stück Brot.

Aber wohl eher nicht. Das wäre ja wie an einem Sonntag.

Franz jagte durch den Garten, durch den Hintereingang in den Hausflur. Ein ungewöhnlicher Geruch lag in der Luft. Vom Hunger getrieben, achtete Franz nicht weiter darauf. Er stürmte in die Küche. »Mutter, ich habe ...«

Abrupt verstummte er und blieb wie angewurzelt stehen. Am Tisch saß nicht nur seine Mutter, sondern auch ein ihm unbekannter älterer Herr, der einen kleinen Hund im Arm hielt.

Franz war nicht dumm, auch wenn ihn viele dafür hielten.

Er wusste sofort, dass sich gerade sein Leben von Grund auf verändert hatte.

Ruben Lieberstock sah dem davoneilenden Jungen nach und lachte. »Das ist vielleicht ein Wirbelwind.« Er humpelte zur Tür, drückte sie zu und schloss damit die Kälte aus. Vergeblich bemühte er sich, die kleine Glocke, die an einer Feder über der Tür hing, und die sich nach Franz' stürmischem Auftritt in der Metallspirale verfangen hatte, wieder zu richten.

»Warten Sie«, bot sich Agnes Papen an. Sie stellte sich auf Zehenspitzen und entwirrte den Knäuel.

Lieberstock warf nur einen flüchtigen Blick auf die Wölbung, die sich unter ihrer gestrafften Bluse deutlich abzeichnete. Trotz seiner fast siebzig Lenze war er nicht blind für weibliche Schönheit, doch er wusste auch, was sich geziemt. Insgeheim verfluchte er sein Alter. Nicht nur die damit einhergehenden zahlreichen Wehwehchen, nein, es verhinderte auch, Frau Papen den Hof zu machen. Das machte ihn wütend und traurig zugleich. Vor fünfzig Jahren wäre das noch anders gewesen. Als junger Bursche und stolzer Soldat im Füsilier-Regiment »Fürst Karl-Anton von Hohenzollern« hätte er sie hochehobenen Hauptes und mit stolz geschwellter Brust zum Tanz ausgeführt. Aber von dem Draufgänger, der sich tapfer in den Schlachten des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71 ausgezeichnet

hatte, war außer Erinnerungen wenig geblieben. Ein ausgemergelter alter Leib. Nichts, womit man eine so bezaubernde Frau beeindrucken konnte.

Ruben Lieberstock bedankte sich und fragte: »Womit kann ich Ihnen dienen, Frau Papen?«

Wie beiläufig musterte sie die Auslagen. Viel gab es da nicht zu sehen. Lieberstocks fahrender Händler, mit dem er zusammenarbeitete, war seit über zwei Wochen nicht mehr ins Dorf gekommen. Die Versorgungslage war im ganzen Reich schlecht, die wenigen Vorräte gingen zu Ende. Dabei stand das Schlimmste, der Winter, noch bevor. Glücklicherweise konnte sich derjenige schätzen, der noch Steckrüben im Keller eingelagert hatte.

Agnes Papens Gesicht verdunkelte sich. »Mein Onkel ist krank. Er hustet und hat Fieber. Ich wollte ihm eine Suppe kochen. Sie hätten nicht noch eine Beinscheibe oder dergleichen...?« Sie brach ab und sah ihn flehentlich an. »Es ist nicht für mich.« Sie lachte unlustig auf. »An der Front, da gab es Tage, an denen ich nichts zu essen bekommen habe. Mit Wasser aus Pfützen musste ich meinen Durst stillen.« Sie straffte sich. »Ich kann Hunger und Leid ertragen.«

Ihr verzweifelter Blick rührte Ruben Lieberstock. »Wissen Sie eigentlich«, sagte er, »dass Ihr Onkel mir einmal das Leben gerettet hat?«

Sie machte große Augen. »Wirklich?«

Lieberstocks Blick ging in die Ferne. Er glaubte wieder, das brackige Wasser zu schmecken, meinte, die Kraft, die ihn unter die Oberfläche zog, erneut zu spüren. Sein Herz schlug schneller, als er an den Todeskampf dachte. »Der Fluss ist nicht immer so zahm, wie er sich normalerweise

gibt. Er kann wütend werden und schwillt an, wie der Kamm eines Hahns. Unbarmherzig nimmt er dann Dinge mit, um sie zu verschlingen. Erst in weiter Ferne spuckt er sie wieder aus, zermalmt, zerquetscht sie, reißt sie in Stücke.« Lieberstock setzte sich auf den Schemel. »Der Ortsvorsteher hatte uns zu sich gerufen. Das war vor dem Krieg gewesen, 1901 meine ich, kann auch 1902 gewesen sein. Ein Unwetter tobte, es regnete wie aus Kübeln.« Mit zittrigen Fingern zog er die Schnupftabakdose aus der Tasche seines Kittels und klopfte sich eine Prise auf den Handrücken. »Wissen Sie, Frau Papen, ich bin oft auf der Suche nach Kräutern in der Aue hinter dem Hof des Ortsvorstehers unterwegs. Eine schöne Ecke, im Sommer voller Schmetterlinge, Bienen und Blumen. Aber daran war an diesen stürmischen und regnerischen Tagen nicht zu denken. Als ich ankam, verschlug es mir den Atem. Vor mir breitete sich ein Meer aus. Der Fluss hatte alles überspült, die Bäume lugten nur noch mit den Kronen aus dem Wasser. Ein paar Zentimeter mehr, und die Strömung hätte das Fundament des Hofes überspült. Wir legten los, schaufelten Säcke voller Erde und stapelten sie zu einem Damm. Stundenlang, bis zur Erschöpfung. Ich stand auf dem Damm und brachte die Säcke in die richtige Position. Als wir dachten, wir würden es schaffen, schlug der Fluss zu.« Lieberstock schnupfte den Tabak, um die flatternden Nerven zu beruhigen. »Es dämmerte bereits. Plötzlich spürte ich ein Beben unter meinen Füßen. Ich hörte Leute schreien, dann war ich auch schon unter Wasser. Ich wirbelte herum, hierhin, dorthin, etwas riss mir das Hemd vom Leib, die eisige Kälte war ein schlimmer Schock. Ich wusste nicht, wo oben und unten war. Panisch schlug ich um mich, versuchte, irgendetwas zu greifen, um

mich daran an die Wasseroberfläche zu ziehen. Ich schlug mit dem Kopf an einen Stein. Ich muss eine Weile bewusstlos gewesen sein. Die brennenden Lungen holten mich in die Wirklichkeit zurück. Immer noch war ich unter Wasser, ich durchbrach noch nicht einmal für einen kurzen Augenblick die Oberfläche, um nach Luft schnappen zu können. Ich kämpfte erneut. Der Gedanke an meine Frau trieb mich an. Ich wollte nur noch einmal ihr Lachen hören, ihre weichen Lippen spüren, sie in den Arm nehmen. Doch alles Strampeln half nichts. Spürte ich für eine Sekunde Grund unter den Füßen, wurde ich in der nächsten bereits wieder von der Gewalt des Wassers fortgerissen. Und dann kam der Moment, wo ich den Kampf aufgab.« Trotz der Jahre, die seitdem vergangen waren, schämte sich Lieberstock immer noch, das zuzugeben. Gehörte es sich nicht, bis zum letzten Augenblick um sein Leben zu kämpfen? Sich feige aus dem Leben zu stehlen war wohl keine Ruhmestat.

Agnes Papen machte einen Schritt auf ihn zu. Sie streckte die Hand aus und berührte seinen Unterarm. »Wie furchtbar. Was geschah dann?«

Lieberstock spürte die Berührung. Kraft durchströmte seinen ausgemergelten Körper. »Es ging alles so schnell. Von einem Augenblick auf den anderen konnte ich wieder atmen. Regen peitschte auf mein Gesicht, ich hörte das Prasseln, hell und deutlich. Ihr Onkel hatte mich buchstäblich am Schlafittchen gepackt und aus dem Wasser gezogen. Er ist ein ausgezeichnete Schwimmer, im Gegensatz zu mir. Selbstlos hatte er sein Leben riskiert, um mich zu retten. Dafür werde ich ihm ewig dankbar sein.«

Stille kehrte in dem Krämerladen ein. Nur das Ticken der Wanduhr war zu hören.

Schließlich sagte Agnes Papen: »Davon hat er mir nie erzählt.«

Lieberstock lächelte. »Ein feiner Mensch, Ihr Onkel. Bescheiden, klug und hilfsbereit.« Der alte Mann fasste einen Entschluss. Es war an der Zeit, eine Schuld zu begleichen. Er forderte den Korb von ihr, den sie ihm zögerlich aushändigte. »Was haben Sie vor?«, fragte sie.

»Sie werden schon sehen. Warten Sie bitte hier, Frau Papen.«

Er verließ den Laden, schlurfte durch den Flur in den Hinterhof, dort weiter in den Erdkeller. Er ließ die Tür offen stehen, damit ein wenig Licht auf die Regale längs der Wand fiel. Er wartete, bis seine Augen sich an das Halbdunkel gewöhnt hatten. Dann nahm er einen irdenen Topf vom Regal und ging zu dem Fass in der Ecke, das halb in den Boden eingelassen war. Er schob den Deckel zur Seite und kratzte den letzten Rest Sauerkraut vom Boden. Damit füllte er den Topf. Dann nahm er das letzte Weckglas mit eingemachten Kirschen und stellte es neben dem Topf in den Korb. Eine Zwiebel und seine letzten zwei Kartoffeln legte er ebenfalls dazu. Er stellte den Korb ab und betrachtete nachdenklich das magere, kleine Tier, das an den Hinterläufen von der Decke hing. Erst gestern hatte er es geschlachtet. Konnte er wirklich ... Ach, was soll's. Sein Lebensretter musste wieder zu Kräften kommen. Eine deftige Brühe mit Fleischeinlage war die beste Medizin.

Lieberstock nahm das Tier, legte es auf den Hauklotz, der an der hinteren Wand des Kellers stand. Dann zückte er ein Messer und teilte den Leib in Stücke. Die scharfe Schneide schnitt durch die Sehnen und Muskeln wie durch Butter. Gekonnt zerlegte er alles und wickelte die Teile in altes Zei-

tungspapier ein. Nur ein Stück behielt er für sich, der Rest kam in den Korb.

Er verließ den Keller. Neben dem Hauklotz am Boden lag das blutige Bündel Fell, obenauf der abgehackte Kopf. Darum musste er sich später kümmern. Gestern war er zu müde gewesen, um alles zu vergraben.

Im Laden überreichte er Agnes Papen den Korb. »Ein Geschenk von mir. Mein letzter Stallhase, er soll euch gehören.«

Die Frau wollte protestieren. »Aber das ...«

Lieberstock wehrte mit erhobener Hand ab. »Keine Wiederrede. Und jetzt sputen Sie sich. Machen Sie sich und Ihrem Onkel eine gute Suppe.«

Agnes Papen ergriff seine Hand und drückte sie an ihre Wange. »Danke.«

Etwas verlegen ließ Lieberstock sie gewähren. »Und wenn alles nichts hilft, rufen Sie nach dem Doktor.«

Verlegen senkte sie den Blick. »Den werde ich mir nicht leisten können.«

»Dann versuchen Sie es bei der Kräuterhexe. Jetzt aber geschwind.«

Lieberstock schob sie zur Tür hinaus und sah ihr nach, bis sie um die Ecke des Schulhauses verschwand. Dann drehte er sich um und humpelte zurück in den Hinterhof. Er griff sich den Spaten und Spitzhacke und hob unter dem Haselnussbusch ein Loch aus. Eine schweißtreibende Tätigkeit, denn der Boden war bereits hart vom ersten Frost. Schon nach den ersten Schlägen mit der Spitzhacke brannten seine alten Muskeln. Als er endlich ein Loch gegraben hatte, das tief genug war, war er trotz der Kälte schweißgebadet. Er warf die Schlachtabfälle hinein und füllte Erde auf.

Dabei ließ er seinen Tränen freien Lauf.

Er haderte mit dem Schicksal. Was waren das nur für Zeiten? Hatte er nicht schon genug mitgemacht? Viel hatte er nie besessen, aber es hatte für ein bescheidenes Auskommen gereicht. Doch heutzutage? Der Hunger biss zu wie ein wütender Hund. Alles um einen herum wurde unwichtig, man gierte nur noch nach einem winzigen Brocken, der diesen Hund besänftigen konnte.

An koscheres Essen war schon lange nicht mehr zu denken. Es käme einer Selbsttötung gleich, würde man noch darauf achten. Den Hunger für einen kurzen Augenblick ruhigstellen zu können, war der Gipfel der Glückseligkeit. An manchen Tagen konnte er an nichts anderes denken als ans Essen, an gebratenes Fleisch, gedörrte Früchte, Kartoffeln im Überfluss. Alles mit Salz und Pfeffer gewürzt, mit einer dunkelbraunen Sauce übergossen, in dem die Fett-Augen schwammen.

Vor zwei Wochen hatte Lieberstock einen entsetzlichen Traum gehabt. Er mochte gar nicht daran denken. Es war so furchtbar gewesen, wie er das Messer in den weißen... leblosen... menschlichen Körper gerammt hatte, um sich ein Fleischstück herauszuschneiden. Schreiend war er aufgewacht.

Im Dorf war auch nicht mehr viel zu holen. Der Ortsvorsteher besaß noch einige Schweine. Eins wollte er für das anstehende Fest zur Einweihung des Elektrizitätswerkes in der alten Mühle spendieren. Alle anderen besaßen nur noch Fahrkühle, die die Wagen zogen. Oder Milchkühe, die so mager waren, dass man jede Rippe einzeln sah. Milch gaben sie kaum noch, aber das Wenige war besser als nichts. Schlachtvieh gab es nicht mehr. Die letzten Schweine

waren im Sommer von einer Versorgungseinheit der Armee zusammengetrieben und in Richtung Front abtransportiert worden. Sie dienten als Henkersmahlzeit für die letzte große deutsche Offensive, die anfänglich erfolgversprechend gestartet war, dann aber ins Stocken geriet und schließlich zurückgeschlagen wurde.

Tauchte Lieberstocks Lieferant, der Michels August, nicht bald auf, sah er schwarz.

Es wurde höchste Zeit, dass die verbliebenen Männer von der Front zurückkamen. Sie mussten die brachliegenden Felder bestellen, das Heu ernten, sich um das Vieh kümmern. Auf ihren Schultern würde eine immense Verantwortung lasten. Sollten sie scheitern, würden viele von ihnen verhungern. Im Vergleich zu dem, was ihnen dann bevorstand, wäre der schreckliche Steckrübenwinter von 1917 paradiesisch zu nennen. Ein verregneter Herbst hatte damals die Kartoffeln auf den Feldern verfaulen lassen. So musste man auf Steckrüben ausweichen. Steckrübensuppe, Steckrübenauflauf, Steckrübenkoteletts, Steckrübenpudding, Steckrübenbrot und Steckrübenmarmelade. Lieberstock konnte die Knolle nicht mehr sehen. Nein, die Ernte im kommenden Jahr musste gut werden.

Hoffentlich waren die Männer überhaupt in der Lage, sich der Aufgabe zu stellen. Seine Kunden erwarteten, dass es bald wieder so wäre wie vor dem Krieg. Doch Lieberstock machte sich keine Illusionen. Die Männer, die zu ihnen zurückkehren würden, waren nicht die, die vor Jahren losgezogen waren. Sie hatten unvorstellbare Schrecken erlebt. Er rechnete damit, hinter den vertrauten Gesichtern Fremde vorzufinden.

Lieberstock riss sich aus den Gedanken und wischte sich

den Schweiß von der Stirn. Er stützte sich auf den Spaten ab und sah auf das kleine Grab hinab.

Morgens hatte sie ihm im Bett die kratzige Wange geleckt und ihn damit aus dem Schlaf geweckt. Abends, nach einem langen Tag im Laden, hatte sie sich in seinem Rücken zusammengerollt und ihm die Nieren gewärmt.

Mit dem Spaten klopfte Lieberstock die Erde fest und murmelte ein Gebet.

Die Tränen wollten noch nicht versiegen. Er kämpfte nicht dagegen an, ließ seiner Trauer Raum.

Zumindest das war er seiner geliebten Hauskatze schuldig.

3

Agnes Papen stellte den Korb in den Spülstein unter dem Fenster und zog ihre Schürze über. Mit einem Kienspan entfachte sie das Reisig im Ofen und legte ein Holzschiet oben auf. Stumm dankte sie ihrem Onkel für seine Weitsicht, genug Holz einzulagern. Wenn an einem kein Mangel herrschte, dann war es Holz. Hinter dem Haus stapelten sich einige Klafter. Sie setzte einen großen Topf auf und briet das Fleisch an. Sie würfelte die Zwiebel, putzte die Kartoffeln und gab die Zutaten in den Topf. Verfeinert wurde das Ganze mit einem Stück Schmalz, das sie aus der Stadt mitgebracht hatte. Zum Schluss übergoss sie alles mit Wasser und setzte den Deckel auf. Jetzt hieß es nur noch, die Suppe am Köcheln zu halten.

Sie legte ihre Schürze über die Stuhllehne und ging mit einem Becher Wasser nach oben, um nach ihrem Onkel zu schauen. Im Türrahmen der Kammer blieb sie stehen. Der Anblick bestürzte sie jedes Mal aufs Neue. Wie zerbrechlich Onkel Hans aussah. Seine Wangen glänzten ungesund rosa. Schweißperlen standen ihm auf der Stirn. Er zitterte, selbst unter der dicken Daunendecke. Die Haare des ansonsten stattlichen Schnauzbarts klebten vom Rotz durchtränkt auf der Oberlippe. Mit blutunterlaufenen Augen blickte er zu ihr hoch.

»Agnes!«, flüsterte er und versuchte ein Lächeln. Doch mehr als das Zucken der Mundwinkel gelang ihm nicht.

Agnes gab sich einen Ruck und trat ein. Sie öffnete das Fenster. Ein wenig durchlüften musste sein, auch wenn der Atem in der unbeheizten Kammer bereits jetzt schon kondensierte. Sie stellte den Becher mit Wasser auf die Nachtruhe. Rasch holte sie die dicke Woldecke aus ihrer Kammer und warf sie über die Bettstatt ihres Onkels. Dann schloss sie das Fenster wieder.

»Der Ausflug in die Stadt ist mir nicht bekommen«, hauchte er.

Sie setzte sich an seine Seite und zog ihre Strickjacke enger. Schuldgefühle plagten sie. Ja, sie hatte ihn gebeten zu kommen. Auf sich allein gestellt, wäre es ihr nie gelungen, all ihre Koffer hierher ins Dorf zu schaffen. Ihr Onkel war noch keine sechzig und bislang in ausgezeichneter körperlicher Verfassung gewesen. Doch nach der Rückkehr und ihrem Einzug bei ihm vor drei Tagen war er sehr zeitig zu Bett gegangen. Agnes hatte es auf die anstrengende Reise geschoben. Schließlich hatte ihr Onkel die Strapazen zweimal ertragen müssen, früh in die Stadt, am späten Nachmittag zurück. Doch am nächsten Morgen hatte er hohes Fieber, und ans Aufstehen war kaum noch zu denken. Seitdem schien er vor ihren Augen zu verfallen.

Die Angst um ihn kroch ihr die Kehle hinauf. Sie biss sich auf die Unterlippe, um den aufkommenden Schluchzer zu unterdrücken. Sie wollte nicht schon wieder jemanden zu Grabe tragen müssen. Erst vor zwei Wochen hatte sie Erde auf den Sarg ihrer Mutter geworfen. Wundstarrkrampf hatte man im Krankenhaus diagnostiziert. Hervorgerufen durch Blasen, die sie sich auf der Suche nach Essen

zugezogen hatte. Von einer Amputation der Füße hatte der Doktor abgesehen, stattdessen die Wunden ausgeschnitten. Im Nachhinein eine fragwürdige Behandlung. Krampfend hatte ihre Mutter im Bett gelegen, den Rücken durchgebogen, das Gesicht zu einem Teufelsgrinsen verzogen, die Verbände blutdurchtränkt. Es erschien Agnes, als hätte ein Dämon den ausgezehrten Körper in Besitz genommen. Das alles erlebte ihre Mutter bei klarem Verstand, denn die Krankheit griff nicht das Bewusstsein an. Es war die Hölle. Agnes kannte die Symptome aus den Lazaretten, die sie besucht hatte. Es gab kein Heilmittel. Entweder man überstand die Tortur, oder man wurde irgendwann durch den Tod erlöst. Nach einer Woche hatte ihre Mutter den Kampf verloren. Sie hatte Agnes' Vater gerade mal um zwei Monate überlebt.

Bei ihm war es rasch vorbei gewesen. Vermutlich sollte Agnes das als Segen ansehen und sich damit trösten. Ihr Vater hatte nicht leiden müssen. Aber in ihr loderte eine unermessliche Wut auf den Mann, der ihn kaltblütig erschossen hatte. Ihr Vater war nur zufällig und unverschuldet in den Straßenkampf geraten. Schutz suchend hatte er sich in einem Hauseingang versteckt. Augenzeugen berichteten später, dass einer der Aufständischen über den Hinterhof entfliehen wollte, wobei Agnes' Vater ihm im Weg stand. Ihr Vater hatte noch die Hände hochgerissen, doch das hielt den jungen Mann nicht von der Tat ab. Er hatte sich, ohne zu zögern, den Weg freigeschossen und dann ungehindert seine Flucht fortgesetzt. Agnes machte sich keine Hoffnung, dass der Mord an ihrem Vater jemals gesühnt werden würde. Die Rechtsordnung im Reich schien nicht mehr zu existieren. Niemand würde sich um die

Ergreifung des Täters bemühen. Jeden Tag starben Hunderte in den Straßen der großen Städte. Sogar mit gepanzerten Fahrzeugen rückte man gegen die Aufständischen vor. Was bedeutete da schon ein Opfer mehr oder weniger?

Mit dem Tod ihrer Eltern stand Agnes völlig mittellos da. Zunächst hatte sie sich bemüht, eine Anstellung zu finden. Sie wollte ihrem Onkel nicht auf der Tasche liegen. Tagelang war sie von einer Redaktion zur anderen gerannt, bei den großen Verlagen angefangen bis hin zu den kleinen Hinterhofpressen. Sie hatte sich hübsch gemacht, sich vorgestellt, ihren durchaus beeindruckenden Lebenslauf erzählt. Doch am Ende war sie mit leeren Händen wieder gegangen. Niemand wollte eine ehemalige Kriegsberichterstatterin einstellen. Einige Chefredakteure hatten ihr nicht einmal geglaubt. Als Frau war sie an der Front gewesen? Allein auf sich gestellt zwischen Soldaten und Artilleriefeuer? Völlig unmöglich. Dass Agnes namentlich gezeichnete Artikel vorwies, konnte die Skeptiker nicht überzeugen. Man kannte genug Fälle von angeblichen Kriegsberichterstattern, die in Wahrheit die Heimat nie verlassen hatten.

Die offen gezeigte Ablehnung hatte Agnes in ein seelisches Loch gestürzt. Sie hatte sich gedemütigt und nutzlos gefühlt. Das Einzige, was sie konnte und wollte, war, eine Leserschaft zu informieren. Über das berichten, was die Menschen bewegte. Hintergründe schildern, die Wahrheit ans Licht bringen. Und genau das, was sie so sehr liebte, blieb ihr nun verwehrt. Wäre nicht ihre Freundin Klara gewesen...

»Mach dir keine Vorwürfe.«

Onkel Hans' Finger strichen über ihren Handrücken und

holten Agnes in die Gegenwart zurück. Bellend hustete er, verbarg dabei das Gesicht in der Decke.

Agnes half ihm, sich ein wenig aufzurichten. Sie hielt den Becher an seine Lippen und flößte ihm Wasser ein.

Mit schmerzverzerrtem Gesicht würgte er ein paar Tropfen hinunter. Kraftlos ließ er sich zurücksinken. »Mein Hals ... als hätte ich Brennnesseln geschluckt.«

»Du musst mehr trinken«, sagte Agnes.

Er schüttelte nur den Kopf. »Lass mich ... schlafen. Das wird schon werden.«

Agnes lächelte tapfer, doch sie kam fast um vor Sorge. Wenn sich der Zustand nicht bald besserte, musste sie Hilfe holen.

Mottenkugeln. Die bekommt man auch bei Lieberstock im Laden.

Franz wusste sogar noch, in welcher Schublade Lieberstock sie lagerte.

An einem verregneten Nachmittag hatte er Franz alles gezeigt, und ihm waren vor allem die Gerüche in Erinnerung geblieben. Hier ein Tiegel, dort ein Kästchen, in Wachspapier eingeschlagenes Werkzeug – Lieberstocks Krämerladen war eine Mischung aus Apotheke, Lebensmittelladen und Eisenwarenhandel. In jeder Ecke gab es etwas zu entdecken. Am besten hatte Franz das Parfüm aus Cöln gefallen. Daran erinnerte er sich gerne. Auf dem Etikett waren vier Zahlen abgedruckt gewesen, an die er sich nicht mehr erinnerte. Lieberstock hatte etwas von Bergamotte, Orange und Zitrone erzählt.

Südfrüchte.

So viel wusste Franz. Jedoch sie in den Händen zu halten oder sogar zu probieren, war ihm bisher verwehrt geblieben.

Nur dumm, dass Franz damals noch unbedingt die Nase in das Hirschhornsalz stecken musste.

Teufelszeug.

Beißend war ihm der Geruch in die Nase gestiegen. Trä-

nen waren ihm in die Augen geschossen. Der süße Duft des Parfüms war augenblicklich verloren gegangen.

Hirschhornsalz.

Da würde er lieber die Nase über die aufgedunsene Leiche im Wald halten, die er vorhin gefunden hatte, als jemals wieder Hirschhornsalz anzurühren.

Der Geruch nach Mottenkugeln hier in der Küche war zwar nicht annähernd so arg, trotzdem hing er als etwas Fremdes in der Luft. Er gehörte nicht hierher. Am liebsten hätte Franz den bärtigen Mann, der auf der Bank bei seiner Mutter saß, am Kragen des feinen Mantels gepackt und hinausbefördert.

Der Mann hatte einen kleinen Hund auf dem Arm. Als Franz sich jetzt näherte, reckte er die rattenähnliche Schnauze in die Luft und knurrte.

»Still, Pino!« Der Mann kralte dem Tier den Nacken und sah lächelnd zu Franz auf. »Ich habe ihn nach meinem Lieblingswein benannt. Der kleine Knurrer ist ein Spitz, die sind von Natur aus vorsichtig. Böse Zungen behaupten, ein Spitz sei kein Hund, sondern drei Kilogramm Hinterlist.«

Der Hund kläffte einige Male, verfiel dann wieder ins Knurren.

Franz wich einen halben Schritt zurück.

Der Mann lachte gackernd. »Keine Angst. Ich habe ihn fest im Griff.«

»Ich habe keine Angst«, sagte Franz. Obwohl es ihm damit ernst war, lachte der Mann erneut.

Franz' Mutter Hedwig fiel höflich mit ein, warf Franz aber einen warnenden Blick zu. »Das ist der Herr Direktor der Tuchfabrik«, erklärte sie. Wie ein scheues Kätz-

chen hockte sie auf dem Stuhl neben dem Herd und spielte unsicher mit dem Saum ihrer Schürze.

Rudolf Wenger.

Franz' Mutter hatte den Namen oft erwähnt, als sie noch in der Fabrik arbeitete. Vor dem Unfall. Nur kurz fiel Franz' Blick auf die verstümmelte rechte Hand seiner Mutter. Zwischen dem Daumen und kleinen Finger zuckten nur drei winzige Stümpfe über den Stoff der Schürze.

Am Gelenk abgetrennt.

Die Narben hoben sich rosa von der ansonsten bleichen Hand ab.

Wenger räusperte sich. »Du gefällst mir, mein Junge. Du bist geradeheraus und scheinst eine ehrliche Seele zu sein.« Er beugte sich vor. »Trotzdem möchte ich dir eine Warnung mit auf den Lebensweg geben: Nicht jeder schätzt das so wie ich. Sei vorsichtig mit dem, was du sagst. Reden ist Silber, Schweigen ist Gold.« Er hob eine Augenbraue. »Das Sprichwort verstehst du doch, oder?«

Franz nickte. Dasselbe hatte Lieberstock ihm ebenfalls geraten. Der Herr Direktor hatte recht. Die Menschen mochten es nicht, wenn man das sagte, was auf der Hand lag.

Erst vor zwei Wochen hatte Franz sich eine Backpfeife eingehandelt. Er hatte auf dem Dorfbrunnen gehockt, an einer Figur geschnitzt und sich von der Mittagssonne wärmen lassen. Hinter ihm im Schulgebäude sangen die Kinder, übten für die anstehenden Feiertage. Er selbst musste nicht mehr in die Klasse. Der Lehrer meinte, bei ihm »sei Hopfen und Malz verloren«. Franz hatte sich geweigert, dessen Fragen zu beantworten. Es war ihm gleichgültig, wann der Kaiser geboren war. Oder dieser Hindenburg. Er würde

ohnehin keine Geschenke schicken. Warum also sollte er sich das merken?

In den ersten Jahren hatte Franz noch fleißig Lesen, Schreiben und Rechnen geübt, doch nachdem er das beherrschte, war sein Interesse am Unterricht versiegt.

Und singen wollte Franz auch nicht. Wozu? Für Musik gab es Spielleute oder den Kirchenchor. Die konnten das besser als er. Er wusste, dass er sich anhörte wie eine kalbende Kuh, sobald er den Mund aufmachte, um eine Strophe anzustimmen.

Aber am schlimmsten waren die ausufernden Ansprachen des Lehrers. Von wegen, es sei die Pflicht eines jeden, für Volk und Vaterland einzustehen. Dass man dem Kaiser gehorchen, und dass man Soldat werden musste. Franz war es leid gewesen. Er verstand das alles nicht. Warum sollte man Soldat werden? Ihm hatte niemand von den »Froschfressern«, wie die Franzosen überall genannt wurden, etwas getan. Und ihn hatte auch noch nie ein »Tommy« verprügelt, nur einmal ein paar Kirchbacher Jungen aus der Klasse über ihm. Wenn der Kaiser ein Problem mit den Engländern hatte, sollte er sich doch selbst darum kümmern. Aber vermutlich traute er sich nicht allein. Der Kaiser hatte ja einen verkrüppelten Arm und konnte damit bestimmt nicht richtig kämpfen. Und daher stachelte er wohl seine Untertanen auf. Wie auch immer, auf Franz konnte der Kaiser nicht zählen. Er hatte eigene Pläne.

An seinem letzten Schultag, als der Lehrer wieder die Stimme erhob, um zu einer Predigt anzusetzen, war Franz aufgestanden und gegangen. Die Rufe des Lehrers, sofort zurückzukommen, hatte er überhört, die Standpauke seiner Mutter klaglos über sich ergehen lassen. Selbst die Schläge,



Jan Kilman

Heldenflucht

Roman

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Klappenbroschur, 512 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-43837-8

Heyne

Erscheinungstermin: März 2017

1918 – Deutschland nach dem großen Krieg ... Das Land wird von Hungersnöten geplagt, die Daheimgebliebenen warten sehnsüchtig auf die Kriegsrückkehrer. In dieser düsteren Zeit begibt sich die Kriegsberichterstatterin Agnes Papen in die Eifel, in ihr Heimatdorf, das von den Wunden des Krieges heimgesucht wird, wie sich bald zeigt. Als die Bewohner einen stummen französischen Soldaten stellen, kommt eine Spirale der Gewalt in Gang. Menschen verschwinden spurlos, und in den Wäldern wird eine Leiche gefunden. Agnes beschließt, sich auf die Suche nach der Wahrheit zu machen ...



[Der Titel im Katalog](#)